

Andrea Schindler

„der buoche lère und ir getwanc“ Das Buch im Buch in der mittelhochdeutschen Literatur

Bücher, und damit für einen mittelalterlichen Codex zunächst die Pergamentbögen, sind Träger von Schrift und werden damit zu Trägern von Wissen und Ideen und letztlich zu Trägern von Kultur. Wie wertvoll diese Funktion der Bücher ist, wird deutlich, wenn man sich klar macht, dass wir die wenigsten Stoffe aus dem deutschsprachigen Mittelalter heute noch kennen würden, wären sie nicht vor etlichen Jahrhunderten aufgeschrieben worden. Die mündliche Verbreitung etwa des ‚Nibelungenliedes‘ oder auch des Parzivalstoffes war im 18. Jahrhundert – am Beginn der Wiederentdeckung vieler mittelalterlicher Handschriften – schon lange abgebrochen, auch der Tristanstoff, der durch die Prosa-Fassung im Buchdruck länger ‚überlebte‘, wäre uns im 21. Jahrhundert wohl verloren.

Was für uns heute allerdings so selbstverständlich ist, Texte – v.a. volkssprachige literarische Texte – aufzuschreiben, nicht ‚nur‘ mündlich weiterzugeben, wie etwa die z.T. mündlich tradierten Märchen und Sagen, die Jakob und Wilhelm Grimm sammelten und für die Nachwelt festhielten,¹ ist für das Mittelalter ein Novum.

Schriftlichkeit heißt zunächst lateinische Schriftlichkeit². Bis in das 10. Jahrhundert hinein sind uns als früheste Zeugnisse der Volkssprache – d. h. des Althochdeutschen – fast ausschließlich Glossen überliefert,³ also Übersetzungshilfen, daneben religiöse Texte, z.B. Gebrauchstexte wie Taufgelöbnisse⁴ oder Beichtformeln und Rechtstexte wie etwa Grenzfestlegungen.⁵ Der älteste im engeren Sinne literarische volkssprachige Text, der auf uns gekommen ist, ist das im 9. Jahrhundert

¹ Zu den Quellen etwa der Kinder- und Hausmärchen vgl. z.B. Uther (2008).

² Vgl. etwa Zedelmaier (2002), Sp. 1566.

³ Die ältesten althochdeutschen Wörter sind uns im sog. ‚Abrogans‘ überliefert, der in der Mitte des 8. Jahrhunderts deutsch glossiert wurde; vgl. Splett (1978).

⁴ Z.B. das ‚Sächsische Taufgelöbniß‘ aus dem letzten Drittel des 8. Jahrhunderts; vgl. Masser (1992).

⁵ Vgl. dazu Brunner (2010), S. 40–47.

aufgezeichnete ‚Hildebrandslied‘, das „in einem [...] Mischdialekt aus hochdeutschen und altsächsischen Formen“⁶ vom Zusammentreffen von Vater und Sohn als Heerführer zweier feindlicher Heere berichtet.⁷ Spannend ist an diesem Text v.a. die Überlieferung selbst, denn er fand seinen Platz nicht direkt in einem Codex, sondern wurde an dessen Rändern notiert: Er befindet sich auf dem ersten und letzten Blatt einer vermutlich in Fulda geschriebenen lateinisch-theologischen Pergamenthandschrift, dem heute in der Universitätsbibliothek Kassel liegenden Codex 2° Ms. theol. 54⁸. Der Schreiber hat den Text des ‚Hildebrandsliedes‘ jedoch nicht vollendet – etwas Platz wäre wohl noch gewesen, aber vielleicht ja nicht genug –, und so fehlt uns der Schluss des Werkes.

Ein Codex war eine teure Angelegenheit; Vera Trost drückt es plakativ aus: „Unter Umständen mußte man für ein einziges Buch einer großen Schafherde buchstäblich die Haut über die Ohren ziehen!“⁹ Offensichtlich wurden lange Zeit weder das teure Material noch die mühsame Arbeit des Schreibens für volkssprachige Texte aufgewandt, die weder religiösen Wert noch juristischen Nutzen hatten. Für das ‚Hildebrandslied‘ wurde zwar nur übriger Platz verwendet, es hat aber so seinen Weg bis ins 21. Jahrhundert und hoffentlich darüber hinaus gefunden.

Die spezifische Form der Überlieferung erzählt aber über den Inhalt des Textes hinaus eine eigene, zum Teil noch immer geheimnisvolle Geschichte. Die wenigen Zeilen weisen „eine extreme Dialektmischung“¹⁰ auf, niederdeutsche und bairische Formen stehen nebeneinander. Erklären könnte diesen Umstand nach Horst D. Schlosser z.B. eine Entstehung des ‚Hildebrandsliedes‘ in Oberitalien und eine ‚Wanderung‘ des

⁶ Brunner (2010), S. 48.

⁷ Vgl. dazu Düwel (1981). Text und Übersetzung finden sich etwa bei Baesecke (1945).

⁸ Digitalisat der Hs. s. unter:

http://orka.bibliothek.uni-kassel.de/viewer/image/1296741113093/1/LOG_0000/ (19.09.2014). Der Codex enthält außer dem ‚Hildebrandslied‘ folgende Texte: Origines, lat.; Liber Sapientiae; Liber Iesu filii Sirach (vgl. Wiedemann [1994], S. 72). Eine von Burghart Wachinger gesprochene (Teil-)Version ist abrufbar unter: <http://www.germ.uni-tuebingen.de/abteilungen/germanistische-mediaevistik/studium-alt/mediaevistik-lernhilfen/leseproben/hildebrandslied.html> (19.09.2014).

⁹ Trost (1995), S. 152.

¹⁰ Schlosser (2002), Sp. 12.

Textes nach Norden bis Fulda, das im 9. Jahrhundert über Besitz „von Friesland bis Italien“¹¹ verfügte. Dort muss es dann für einen Schreibkundigen und/oder einen der Mächtigen so wichtig gewesen sein, dass es aufgeschrieben wurde – wenn auch nur auf ‚übrigen‘ Platz eines lateinischen theologischen Codex.

Das sind die ersten fassbaren Anfänge einer Verschriftlichung von volkssprachigen literarischen Texten; die deutschsprachige Literatur beginnt, sich das Medium der Schrift und des Buches zu erobern und sich nach einer langen mündlichen Tradition dort zu erproben. Dabei übernimmt das Buch nicht in erster Linie die Rolle des Verbreiters von Literatur – etwa im Sinne einer Millionenaufgabe, wie sie uns heute bei fulminanten Neuerscheinungen angekündigt wird –, sondern die des Bewahrers und Tradierers von literarischen Texten. Die Haltbarkeit von Pergamenthandschriften übertrifft die unserer Papierbücher um Längen, von Kassetten, Disketten und CD-Roms ganz zu schweigen. Was auf Pergament geschrieben wird, ist – gemessen an menschlichen Maßstäben – aufbewahrt für die Ewigkeit. Im Gegensatz zum flüchtigen mündlichen Erzählen ist das geschriebene Wort festgeschrieben und unendlich wiederholbar, gleichsam immer vorhanden – selbst wenn der Autor und der Schreiber schon längst nicht mehr am Leben sind, d. h. es dient ebenso dem Fortleben derjenigen, die den Text haben entstehen lassen.

Man muss davon ausgehen, dass nur wenige die mittelhochdeutschen Texte wie etwa den ‚Parzival‘ Wolframs von Eschenbach, den ‚Tristan‘ Gottfrieds von Straßburg oder das ‚Nibelungenlied‘ gelesen haben. Vielmehr dürfte ohnehin nur ein kleiner Teil der Bevölkerung in den Genuss eines Vortrags dieser Literatur gekommen sein; wie oft tatsächlich aus einem Codex vorgelesen wurde, d. h. der Wortlaut wiedergegeben wurde, den wir heute noch vorliegen haben, bleibt Spekulation. Dass aber einige Autoren (und auch die Schreiber und Illuminatoren der Handschriften) beim Erstellen eines Textes den Prozess des Lesens, d. h. den direkten – fachkundigen – Kontakt mit dem Codex ebenso vor Augen hatten wie das hörende Publikum, wird an den überlieferten

¹¹ Sandmann (2002), Sp. 1020.

Texten wie auch an den Handschriften selbst deutlich, z.B. an den nicht selten verwendeten Akrosticha.

Ein Akrostichon ist ein Kunstgriff, der auf Schriftlichkeit basiert. Die Anfangsbuchstaben aufeinander folgender Verse oder Strophen ergeben, nacheinander gelesen, ein Wort. Ein Beispiel aus der Neuzeit ist folgendes Gedicht des Humoristen und Satirikers Adolf Glaßbrenner (1810–1876):

*Halte nicht zurück die Meinung!
Aus dem Herzen in die Welt
Laß getrost in die Erscheinung
Treten, was dir wohl gefällt.–
Strafe kühn das Geistig-Hohle,
Mach dich zu der Wahrheit Hort!
Alles dient dem Staat zum Wohle,
Und bei uns heißt die Parole:
Licht und Luft dem freien Wort.¹²*

Auch am Beginn eines der berühmtesten Romane nicht nur des deutschsprachigen Mittelalters, nämlich Gottfrieds von Straßburg ‚Tristan‘, steht ein Akrostichon:

*Gedenkt man ir ze guote niht,
von den der werlde guot geschiht,
sô wære ez allez also niht,
swaz guotes in der werlde geschiht.*

*Der guote man swaz der in guot
und niwan der werlt ze guote tuot,
swer daz iht anders wan in guot
vernemen wil, der missetuot.*

*Ich hære es velschen harte vil,
daz man doch gerne haben wil:
dâ ist des lützelen ze vil,
dâ wil man, des man niht enwil.*

*Rehte als daz dinc zunruoche gât,
daz lobes noch êre niht enhât,
als liebet daz, daz êre hât
und sînes lobes niht irre gât.*

*Ir ist sô vil, die des nu pflegent,
daz si daz guote ze übele wegent,
daz übel wider ze guote wegent:
die pflegent niht, si widerpflegent.*

*Chunst unde nâhe sehender sin
swie wol diu schînen under in,
geherberget nît zuo zin,
er leschet kunst unde sin.*

¹² Zitiert nach: Grümmer (1985), S. 44f.

*Ez zimet dem man ze lobene wol,
des er iedoch bedürfen sol,
und lâze ez ime gevallen wol,
die wile ez ime gevallen sol.*

*Tiure unde wert ist mir der man,
der guot und übel betrahten kan,
der mich und iegelichen man
nâch sinem werde erkennen kan.*

*Êre unde lop diu schepfent list,
dâ list ze lobe geschaffen ist:
swâ er mit lobe geblüemet ist,
dâ blüet aller slahte list.*

*Hei, tugent, wie smal sint dîne stege,
wie kumberlich sint dîne wege!
die dîne stege, die dîne wege,
wol ime, der sî wege unde stege!*

*Tribe ich die zît vergebene hin,
sô zîtec ich ze lebene bin,
sone vare ich in der werlt sus hin
niht sô gewerldet, alse ich bin.*

*Ich hân mir eine unmüezekheit
der werlt ze liebe vür geleit
und edelen herzen zeiner hage:
den herzen den ich herze trage,
der werlde in die mîn herze siht.
(Tristan, 1–49)¹³*

Die Anfangsbuchstaben der Strophen – die ersten 44 Verse des Romans sind in 11 Strophen gefasst, bevor der für den mittelalterlichen höfischen Roman ‚klassische‘ Reimpaarvers einsetzt – bilden die Buchstabenfolge:

G D I E T E R I C H T I

Über die Deutung des G und des DIETERICH herrscht keine Einigkeit – G dürfte für ‚Gottfried‘ stehen, ‚Dieterich‘ könnte der Name des Gönners sein –, doch ein Zufall kann sicherlich ausgeschlossen werden, zumal mit den folgenden beiden Buchstaben ein höchst kunstvolles Initialenspiel beginnt, das wir leider in seiner Vollkommenheit nur rekonstruieren bzw. erahnen können, denn Gottfrieds ‚Tristan‘-Roman ist unvollendet geblieben. Dennoch lässt sich erkennen, dass sich die Namen der Protagonisten – Tristan und Isolde – durch die gezielt gesetzten Initialen durch den ganzen Text ziehen und sich dabei gleichsam ineinander verschlingen, immer begleitet vom Namen des Dichters.¹⁴

¹³ Zitiert nach: Gottfried von Straßburg (2004).

¹⁴ In den Handschriften sind sowohl das Akrostichon „G DIETERICH“ als auch das Initialenspiel nicht immer deutlich, d.h. auch die Schreiber haben es offenbar nicht

G T I I T O R S S R T I O O I E S L L S (F T D D T R A E E A I N N N N T)
G O T E (F R I T)
DIETERICH
T R I S (T A N)
I S O L (D E N)
I S O L (D E N)
T R I S (T A N)

Schema nach Christoph Huber¹⁵

Dass derartige Erscheinungen, die – wenn überhaupt – eindeutig nur von einem kundigen Leser erkannt werden können, keine neuzeitlich-philologischen Phantasien sind, zeigt etwa das Beispiel Ebernands von Erfurt, der seiner um 1220 entstandenen Vita der Heiligen Heinrich und Kunigunde¹⁶ ebenfalls ein Akrostichon einschreibt, in dem er sich selbst und den Titel seines Werkes nennt:

EBERNANT SO HEIZIN ICH. DI ERFYRTERE IRKENNINT
 MICH. KEISIR VNDE KEISIRINN
 (Ebernard heiße ich. Die Erfurter kennen mich. ‚Kaiser und Kaiserin‘)¹⁷

Damit auch niemand diesen Kunstgriff und v.a. den Namen des Dichters übersehen kann, weist er am Ende des Textes explizit darauf hin:

*Ist der lesir clug,
 hat her an kunste die gefug,*

*Wenn der Leser klug ist
 und die Kunst beherrscht,*

immer erkannt. Vgl. dazu z.B. die Abbildung des Codex pal. germ. 360 der Universitätsbibliothek Heidelberg (4. Drittel 13. Jahrhundert): <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg360> (04.11.2011).

¹⁵ Huber (2001), S. 38; vgl. auch Tomasek (2007), S. 93.

¹⁶ Vgl. zu Autor und Werk Schüppert (1980).

¹⁷ Übersetzung nach: Bumke (1999), S. 727; hier werden auch weitere Beispiele für Akrosticha in der mittelhochdeutschen Literatur aufgeführt.

her lese de houbtbuchstabe,
 van erst wan an daz ende her abe,
 dar mede de verse irhabin sint.
 her en sy danne genzlich ein kint,
 den namen vindet her lichte:
 Ez sagit ome daz getichte.
 De buchstabe machin wort
 van erst biz an des endes ort:
 Sust mag her vinden mynen na-
 men
 (Eberhard, 4453–4463)¹⁸

soll er die Initialen lesen,
 vom Anfang bis zum Ende herunter,
 mit denen die Abschnitte beginnen.
 Wenn er dann nicht völlig unbedarft ist,
 findet er den Namen leicht:
 Das Werk selbst sagt ihn ihm.
 Die Buchstaben bilden Wörter
 vom Anfang bis zum Ende.
 So kann er meinen Namen herausfin-
 den

Auch wenn die mittelhochdeutschen Texte vorwiegend gehört wurden, bieten die Bücher so dennoch Informationen, die sich nur einem Leser erschließen. Sie sind Zeugen der Wertschätzung dessen, was aufgeschrieben und damit für würdig befunden wurde, bewahrt zu werden. Im Folgenden soll den Fragen nach dem Stellenwert und der Rolle von ‚Büchern‘ in literarischen Texten und danach, ob ein Reflex der neuen Situation der Verschriftlichung in den Romanen auszumachen ist, nachgegangen werden.

Zuvor soll jedoch eine Klärung dessen, was ein ‚Buch‘ eigentlich ist, versucht werden. Diese Frage ist gerade aus heutiger Sicht nicht so trivial, wie sie auf den ersten Blick scheinen mag. Ist ein Buch etwas, das zwischen Buchdeckeln beschriebene Blätter enthält? Dann zählen E-Books schwerlich dazu. Ist ein Buch etwas, worin man lesen kann? Dieser Definition fielen die so genannten ‚Hör-Bücher‘ zum Opfer. Um diese neuzeitlichen Schwierigkeiten soll es aber hier nicht gehen, vielmehr steht das mittelhochdeutsche Wort *buoch* mit seinen Bedeutungen im Zentrum.

Das dreibändige „Mittelhochdeutsche Handwörterbuch“ von Matthias Lexer bietet folgende Übersetzungsmöglichkeiten für *buoch*:

¹⁸ Text und Übersetzung werden zitiert nach der in Vorbereitung befindlichen Neuausgabe von Carla Meyer, Andrea Schindler und Christiane Then-Westphal. Ein weiteres Akrostichon (‚Willehalm‘) befindet sich etwa zu Beginn des zweiten Buches des ‚Willehalm von Orlens‘ Rudolfs von Ems (vgl. Rudolf von Ems: Willehalm von Orlens [1905], V. 2143–2151).

„buch, sammlung von gedichten, gesetzen etc., quelle eines gedichtes, die heil. schrift (bes. im pl.)“¹⁹

Das *buoch* der Bücher oder mittelhochdeutsch auch *diu buoch* ist die Heilige Schrift. Der häufig verwendete Plural *diu buoch* verweist auf die Bedeutung „sammlung von gedichten, gesetzen etc.“, so wie wir heute noch von den Büchern der Bibel sprechen oder eben vom ‚Buch der Bücher‘. – Das Wort ‚Bibel‘ geht im Übrigen selbst auf das griechische Wort *biblos* = ‚Buch‘ zurück und gelangte über das kirchenlateinische *biblia* = ‚die Heiligen Bücher‘ ins Mittelhochdeutsche.²⁰ Demnach sprechen wir auch heute, wenn wir von der Bibel sprechen, von ‚den Büchern‘. An diesen besonderen *buochen* werden zwei Dinge exemplarisch deutlich: zum einen der Wert des Geschriebenen, des *buoches*, das in diesem Fall ein Heiliges Buch ist; zum anderen der damit verbundene Wahrheits- und Autoritätsanspruch, da Bücher, in denen das Wort Gottes steht, „Schatzbehälter der höchsten Macht“²¹ waren, wie Wieland Schmidt es ausdrückt. Kurz gesagt: Was geschrieben ist, ist wahr.²²

a) Bücher als Gegenstände

Bücher kommen nun in der höfischen Literatur des Mittelalters als Gegenstände der Handlung kaum vor. Briefe beispielsweise sind weitaus häufiger. Einer der wenigen Fälle ist im ‚Parzival‘ Wolframs von Eschenbach zu finden: Der Einsiedler Trevrizent, ein Onkel Parzivals, lebt ein asketisches Leben im Wald, doch direkt neben seinem Altarstein und einem Reliquienbehälter, also an deutlich herausgehobener Stelle, ist in seiner Höhle folgendes zu finden:

<p>... <i>dâ inne was sîniu buoch dar an der kiusche las.</i> (Parzival, 459,21f.)²³</p>	<p><i>Darin waren seine Bücher, in denen der Reine las.</i></p>
---	---

¹⁹ Lexer (1872), Sp. 385. Vgl. auch BMZ (1986), Bd. 1, S. 278f.

²⁰ Vgl. Kluge (1995), S. 107 und Brunhölzl (2002), Sp. 41.

²¹ Schmidt (1973), S. 315.

²² Grubmüller (1995) untersucht für das ‚Rolandslied‘ des Pfaffen Konrad die Bedeutungen und Verwendungen von *buoch* und geht auch auf den ‚Eneasroman‘ Heinrichs von Veldeke und andere ein.

²³ Mittelhochdeutscher Text zitiert nach Wolfram von Eschenbach (2003).

Offenbar liest Trevrizent regelmäßig in diesen *buochen*, die eine religiöse Bedeutung haben, da sie gleich neben Altarstein und Reliquienbehälter liegen. Bemerkenswert ist auch der Singular des Verbs „was“ gegenüber dem Plural *sîniu buoch*; demnach liegt die Vermutung nahe, dass es sich um eine Bibel handelt, wenn man davon ausgeht, dass ‚die Bücher der Bibel‘ als eine Einheit wahrgenommen wurden.²⁴

Neben diesen seltenen Nennungen des Buchs als Gegenstand der Handlung wird jedoch die Materialität des *buoches* selbst, also der konkreten Handschrift, thematisiert. Der Roman ‚Wigalois‘ des Wirnt von Gravenberc (vermutlich das heutige Gräfenberg bei Forchheim)²⁵ beginnt gewissermaßen mit den Worten des *buoches* selbst:

*Wer hât mich guoter ûf getân?
Welch vortrefflicher Mensch hat mich aufgeschlagen? (V. 1)*²⁶

Folgerichtig endet der ‚Wigalois‘ auch mit den Worten:

*hie hât daz buoch ein ende.
Hier schließt das Buch. (V. 11708)*

Auch Hartmann von Aue bezeichnet seine ‚höfische Legende‘²⁷ ‚Gregorius‘ als *buoch*:

*Hartman, der sîn arbeit
an diz buoch hât geleit
gote und iu ze minnen
der gert dar an gewinnen
daz ir im lât gevallen
ze lône von in allen . . .
(Gregorius, 3989–3994)*²⁸

*Hartmann, der all seine Mûhen
aus Liebe zu Gott und zu euch
an diese Dichtung gewendet hat,
wünscht sich von euch allen,
die ihr sie hört und lest,
dies als seinen Lohn . . .*

²⁴ Ein zweites Beispiel ist etwa in Wirnts ‚Wigalois‘ zu finden; dort liest „ein schoeniu maget [...] an einem buoch ein mære“ von Troja vor (V. 2713f., zitiert nach Wirnt von Grafenberg [2005]).

²⁵ Vgl. dazu Ziegeler (1999), Sp. 1253.

²⁶ Mittelhochdeutscher Text und Übersetzung zitiert nach: Wirnt von Grafenberg (2005).

²⁷ Vgl. zur Gattungsdiskussion Cormeau/Störmer (1998), S. 126f. und Feistner (1995), S. 145.

²⁸ Mittelhochdeutscher Text zitiert nach: Hartmann von Aue: Gregorius (2004); Übersetzung von Burkhard Kippenberg nach Hartmann von Aue: Gregorius (2003).

Dieser Bezug zum Buch als dem Träger der Geschichte ist allerdings selten – im Übrigen muss man gerade zu dieser Stelle anmerken, dass die Handschriften hier nicht immer den gleichen Wortlaut bieten, sondern statt *buoch* z.B. auch *getichte*.²⁹

Aber in der dritten, bisher noch nicht angesprochenen Bedeutung von *buoch*, nämlich als *quelle eines gedichtes* oder allgemeiner als Ort des Wissens und der Weisheit, ist das *buoch* nahezu allgegenwärtig. Das Bild des Buches ist dabei allerdings ein zwiespältiges.

b) Das Buch als Quelle der Geschichte

Ein mittelalterlicher Autor erzählt nicht eine neue Geschichte, sondern er erzählt eine Geschichte neu. Es geht nicht darum, Spannung aufzubauen, wie die Erzählung ausgehen wird – die Zuhörer dürften in den meisten Fällen gewusst haben, dass etwa die Liebe zwischen Tristan und Isolde im Tod endet, und demjenigen, der es möglicherweise nicht wusste, macht Gottfried von Straßburg diesen Umstand von Beginn an in Vorausdeutungen klar. Ziel ist es vielmehr, den Weg dorthin spannend – und neuartig – zu gestalten, mögliche Auswege aufzutun und gleichzeitig zu blockieren, Handlungen zu motivieren und Figuren scheinbar eine Wahl zu lassen, um letztlich doch zu zeigen, dass das vorhergesagte Ende eintreffen muss.

Die Berufung auf eine Quelle ist daher nicht ungewöhnlich oder gar kontraproduktiv, wie wir sie z.B. in einem Text eines ‚Autor-Genies‘ des Sturm & Drang empfinden würden, sondern sie ist Bestandteil der Legitimation des Dichters, der mit der Quelle belegen kann, dass er die Geschichte in der richtigen Weise erzählt und somit selbst in der richtigen Tradition steht.³⁰ Im höfischen Roman, um den es im Folgenden hauptsächlich gehen wird, ist diese Quelle üblicherweise eine schriftliche Quelle. Die Dichter heben hervor, wie Joachim Bumke beschreibt, „daß sie ihren Stoff aus ‚Büchern‘ schöpften, und [sie] haben ihre eigenen Dichtungen den Hörern als ‚Bücher‘ vorgestellt“³¹. Dass dies nicht not-

²⁹ Vgl. den Apparat in Hartmann von Aue: Gregorius (2004) zu V. 3990.

³⁰ Zur Tradition der Quellenberufung und ihrer Entwicklung im Mittelalter vgl. Grubmüller (1995), S. 43ff., Haug (2003a) und Haug (2003b); eine umfangreiche Sammlung von Quellenberufungen bietet Lofmark (1981).

³¹ Bumke (1999), S. 725.

wendigerweise so sein muss, zeigt etwa das ‚Nibelungenlied‘, in dem sich der Erzähler des anonymen Textes eher auf mündlich Erzähltes beruft. Es beginnt zumindest in vielen Handschriften mit den bekannten Worten:

*Uns ist in alten mæren wunders vil geseit*³²
In alten Erzählungen wird uns viel Wunderbares berichtet (1,1)

Bei einem Dichter wie Hartmann von Aue, dem Begründer des deutschsprachigen Artusromans, stehen die schriftliche Quelle und die damit verbundene Gelehrsamkeit schon deutlich im Zentrum. Im Prolog des ‚Iwein‘ heißt es:

*Ein riter, der gelêret was
 unde ez an den buochen las,
 swenner sîne stunde
 niht baz bewenden kunde,
 daz er ouch tihtennes pflac
 (daz man gerne hœren mac,
 dâ kêrt er sînen vlîz an:
 er was genant Hartman
 und was ein Ouwære),
 der tihte diz mære.
 (Iwein, 21–30)*³³

*Ein Ritter konnte Latein
 und las in Büchern,
 wenn er mit seiner Zeit
 nichts besseres anzufangen wußte,
 dichtete er sogar.
 Er verwandte seine Bemühungen auf
 das, was man gern hören möchte.
 Er hieß Hartmann
 und war von Aue.
 Der hat diese Geschichte gedichtet.*

Über den Dichter des Textes erfahren wir somit Folgendes:

- er ist ein Ritter
- er ist ‚gelehrt‘
- er liest in Büchern – und hat möglicherweise seinen Stoff dort gefunden³⁴

³² Mittelhochdeutscher Text zitiert nach: Nibelungenlied (1988); vgl. dazu Müller (2005), S. 56–59. Zur Quellenberufung im Heldenepos vgl. Haymes (1987).

³³ Mittelhochdeutscher Text und Übersetzung (Thomas Cramer) zitiert nach: Hartmann von Aue: Iwein (2001). Der Beginn des ‚Armen Heinrich‘ von Hartmann von Aue ist ganz ähnlich: „Ein ritter sô gelêret was/daz er an den buochen las/swaz er dar an geschriben vant;/der was Hartman genant,/dienstman was er ze Ouwe.“ (Hartmann von Aue: Der Arme Heinrich [2001], V. 1–5)

³⁴ Grubmüller (1995), S. 47 weist darauf hin, dass dies die einzige Stelle im ‚Iwein‘ ist, in der von *buoch* die Rede ist, allerdings „in anderem Sinn“ als dem einer Vorlage.

- dichten ist offenbar so etwas wie ein Hobby, etwas für Muße-
stunden
- er heißt Hartmann von Aue

Dass diese Figur des Dichters, die hier entworfen wird, nicht unbedingt etwas mit dem tatsächlichen Autor – der ja auch Hartmann von Aue heißt – zu tun haben muss, sei nur nebenbei bemerkt. Für uns interessant ist seine Berufung auf die Gelehrsamkeit, auf Buchwissen und das Lesen allgemein; erst danach spricht er vom Dichten.

Gottfried von Straßburg hingegen nennt seine Quelle ganz explizit:

*Ich weiz wol, ir ist vil gewesen,
die von Tristande hânt gelesen;
und ist ir doch niht vil gewesen,
die von im rehte haben gelesen.*

[...]

*sine sprâchen in der rihte nicht,
als Thômas von Britanje giht,
der âventiure meister was
und an britûnschen buochen las*

*aller der lanthêrren leben
und ez uns zu kûnde hât gegeben.
(Tristan, 131–154)³⁵*

*Ich weiß genau, daß es viele waren,
die von Tristan erzählt haben,
und trotzdem waren es nicht viele,
die von ihm richtig gelesen haben.*

[...]

*sie erzählten nicht richtig,
so wie Thomas von Britanje,
der [alle] Geschichten sehr gut kannte
und erzählte und in britûnischen Bü-
chern*

*über das Leben aller Fürsten gelesen
und uns davon berichtet hat.*

Der Erzähler stellt sich zunächst in eine Tradition, von der er sich sofort wieder abgrenzt: Viele haben bisher die Geschichte von Tristan (und Isolde) erzählt, so wie er im Folgenden diese Geschichte erzählen wird. Allerdings haben sie alle nicht ‚richtig‘ erzählt, denn sie haben sich nicht nach der einen, wahren Version gerichtet, die er selbst als seine Quelle gewählt hat, nämlich die Fassung des Thomas von Britannien. Diese altfranzösische Version des Stoffes ist tatsächlich auch auf uns gekommen, leider nur in ein paar Fragmenten, sodass sich die Zusam-

³⁵ Mittelhochdeutscher Text zitiert nach: Gottfried von Straßburg: Tristan (2004); Übersetzung von Xenja von Erzdorff, Doris Scholz und Carola Voelkel (Gottfried von Straßburg: Tristan [1994]).

menhänge zwischen dem Text von Thomas und dem von Gottfried nur in geringen Teilen untersuchen lassen.³⁶

Der Erzähler in Gottfrieds ‚Tristan‘ geht aber noch weiter: Thomas hat sein Wissen selbst wiederum aus *britünschen buochen*, d. h. aus (kontinental)-keltischen³⁷ schriftlichen Quellen, deren Inhalte er uns überliefert hat.³⁸ Der Tristan-Stoff insgesamt geht in der Tat auf keltische Quellen zurück, was man z.B. an einigen Namen erkennen kann.³⁹ Der Erzähler selbst beginnt nun eigene Recherchen auf der Suche nach dieser einzig wahren Quelle:

*Als der von Tristande seit,
die rihte und die wârheit
begunde ich sêre suochen
in beider hande buochen
walschen und latînen
und begunde mich des pînen,
daz ich in sîner rihte
rihte dise tihte.
sus treib ich manege suoche,
unz ich an eime buoche
alle sîne jehe gelas,
wie dirre âventiure was.
(Tristan, 155–166)*

*So wie dieser von Tristan erzählt hat,
so suchte ich eifrig das Richtige
und die Wahrheit
in walschen und in
latînischen Büchern
und bemühte mich,
in seiner Art diese
Dichtung zu formen.
So suchte ich lange,
bis ich in einem Buch
die ganze Geschichte
gefunden hatte.*

Der Erzähler berichtet also von seiner Suche nach dem Stoff sowohl in französischen („walschen“) als auch in lateinischen Büchern. Das ist insofern bemerkenswert, als hier der lateinischen Sprache offensichtlich nicht der größere Autoritätsanspruch zugeschrieben wird, sondern das Lateinische gleichberechtigt neben einer Volkssprache steht. Auch der ‚Tristan‘ Gottfrieds von Straßburg ist volkssprachig – mittelhochdeutsch – verfasst; d. h. auch der mittelhochdeutsche Text kann somit mit eben-

³⁶ Vgl. Thomas (1985).

³⁷ Bretonisch ist eine „[v]on Einwanderern der britischen Inseln auf den Kontinent gebrachte Keltische Sprache“ (Bußmann [1990], S. 142). Vgl. dazu auch Okken (1996), S. 33–35.

³⁸ Zur Deutung der *britünschen buochen* über die *lantherren* vgl. Okken (1996), S. 25ff.

³⁹ Vgl. Huber (2001), S. 16.

so großem Selbstbewusstsein die ‚Wahrheit‘ des Stoffes berichten, der Erzähler beansprucht damit die gleiche Autorität, die er der Quelle des Thomas zuschreibt.

Im Laufe der Geschichte betont er auch hin und wieder, dass er sich treu an seine Vorlage hält, denn „der Wahrheitsanspruch der Dichtung [wird] an die schriftliche Vorlage und ihre getreue Wiedergabe gebunden“⁴⁰:

*ine wil aber nihtes von im jehen,
wan alse ichz von dem buoche
nime.
nune vinde ich aber niht von ime
an dem wâren mære,
wan daz ez kündic wære, . . .
(Tristan, 14248–14252)*

*Ich werde aber nichts von ihm berichten
außer das, was ich meiner Vorlage
entnehme.
Nun finde ich aber in der wahren
Geschichte von ihm nur,
daß er klug [...] war.*

Er betont, nichts zu erzählen, was nicht in seiner Quelle, im *buoch*, steht, d. h. nichts zu erfinden – und wenn dort Informationen fehlen, dann kann er dazu eben nichts sagen.

Mit denen, die – in seinen Augen – nicht so verfahren, geht er allerdings hart ins Gericht. In anderen ‚Tristan‘-Versionen, etwa der 1170/1190 von Eilhart von Oberg verfassten, wird die so genannte ‚Schwalbenaarepisode‘⁴¹ berichtet: König Marke von Cornwall, Tristans Onkel, wird von seinen Beratern gedrängt, sich eine Frau zu wählen. Da er nicht heiraten möchte (er hat Tristan als Erben eingesetzt), verfällt er auf folgende Idee: Ein zufällig entdecktes langes blondes Haar, das eine Schwalbe vor seinen Augen fallen ließ, nimmt er zum Anlass zu verkünden, er werde nur die Frau heiraten, der dieses Haar gehöre. – Ein Märchen-Motiv, das ebenso märchenhaft fortgesetzt wird. Tristan erklärt sich bereit, das Unmögliche zu versuchen. Er schiffte sich ein ohne direktes Ziel, aber mit dem Vorsatz, nicht nach Irland zu segeln, denn dort würde ihn vermutlich der Tod erwarten, da die beiden Länder verfeindet sind. Die Naturgewalten sorgen aber natürlich dennoch dafür, dass Tristan dorthin gelangt, in das Land Isoldes, die er auf den ersten Blick auch sogleich als diejenige erkennt, von deren Kopf das Haar stammt.

⁴⁰ Grubmüller (1995), S. 46.

⁴¹ Vgl. Eilhart von Oberg (1993), V. 1419ff.

Der Erzähler in Gottfrieds ‚Tristan‘ bemerkt zu dieser Version in der ihm eigenen selbstbewusst-spöttischen Art Folgendes:

Si lesent an Tristande,
 daz ein swalwe ze Írlande
 von Kurnewåle kæme,
 ein frouwen hâr dâ næme
 ze ir bûwe und zir geniste
 (ine weiz, wâ sîz dâ wiste)
 und fuorte daz wider über sê.
 geniste ie kein swalwe mê
 mit solhem ungemache,
 sô vil sô sî bûsache
 bî ir in dem lande vant,
 daz si über mer in fremediū lant
 nâch ir bûgeræte streich?
 weiz got, hie spellet sich der leich,
 hie lispet daz mære.
 ouch ist ez alwære,
 swer saget, daz Tristan ûf daz mer
 nâch wâne schiffete mit her
 und solte des niht nemen war,
 wie lange er füere oder war,
 und enwiste ouch niht wen suochen.
 waz rach er an den buochen,
 der diz hiez schrîben unde lesen?
 jâ, wærens alle samet gewesen,
 der künic, der sî ûz sande,
 sînen rât von dem lande,
 die boten gouche unde soten,
 wærens alsô gewesen boten.
 (Tristan, 8605–8632)

Man liest [...] über Tristan,
 daß eine Schwalbe aus Kurnewål
 nach Írlant flog,
 ein Frauenhaar dort
 für den Bau ihres Nestes nahm, –
 ich weiß nicht, woher sie es wußte, –
 und brachte es zurück übers Meer.
 Es hat noch nie eine Schwalbe sonst
 mit solchem Aufwand ihr Nest gebaut;
 wo sie doch alles für den Nestbau
 in ihrem Land hatte,
 daß sie [dann] übers Meer in fremde
 Länder nach ihrem Baumaterial flog?
 Weiß Gott, hier wird die Dichtung
 unwahr, die Geschichte unsinnig.
 Auch ist es albern zu sagen,
 daß Tristan aufs Geratewohl
 übers Meer mit einer Schar reiste,
 ohne darauf zu achten,
 wie lange oder wohin er fuhr und
 ohne zu wissen, wen er suchte.
 Was kratzte der in den Büchern zusammen,
 der dies schreiben und erzählen ließ?
 Ja, sie wären alle zusammen,
 der König, der sie aussandte,
 seine Ratgeber, die Boten,
 Toren und Narren gewesen,
 wenn sie sich als Boten auf so etwas
 eingelassen hätten.

Der Erzähler packt die Sache bei ihrer unlogischen Seite: Warum sollte eine Schwalbe aus Cornwall nach Irland fliegen, um dort Nistmaterial zu holen, das sie auch zu Hause finden kann? Und: Wie verrückt muss man sein, wenn man sich tatsächlich auf die wahnwitzige und völlig

aussichtslose Suche nach der Besitzerin eines Frauenhaares macht? Er hätte hinzufügen können: Woher will man bitte wissen, dass das Haar nicht aus Cornwall stammen kann und man übers Meer fahren muss?

Bei aller Kritik an seinen Dichterkollegen schimmert hier nun auch durchaus ein kritischer Aspekt in Bezug auf ‚Bücher‘ durch: Diese ‚Schreiberlinge‘ haben sich das – so der Erzähler – nicht etwa selbst ausgedacht, sondern sie haben es in Büchern ‚zusammengekratzt‘⁴². Das bedeutet aber, es steht irgendwo, ist aufgeschrieben worden – und damit muss es auch Geschriebenes geben, das eben nicht ‚wahr‘ ist. Damit „zieht [Gottfried] die Autorität des Geschriebenen in Zweifel“ und die daraus folgende „Frage nach Kriterien der Richtigkeit“⁴³ führt letztlich dazu, dass man seine eigene (geschriebene) Version legitimieren oder gar verteidigen muss.

c) wære buoch und swarze buoch

Sein Wissen aus Büchern zu beziehen ist grundsätzlich der richtige Weg. In den höfischen Romanen treten auch Bücher zu verschiedenen Fachgebieten in Erscheinung, z.B. zur Medizin. Im ‚Parzival‘ Wolframs von Eschenbach berichtet etwa Trevrizent, der Bruder des Gralkönigs Anfortas, von dessen Wunde, die durch nichts zu heilen ist:

*des küneges wunde geitert was.
swaz man der arzetbuoche las,
diene gâben keiner helfe lôn.
(Parzival, 481,5–7)⁴⁴*

*Des Königs Wunde war voller Gift.
Man mochte noch so viele medizinische
Bücher lesen, keines wußte ein Mittel,
keines konnte helfen.*

Selbst das medizinische Wissen aus den Büchern – gleichsam als letzte Instanz – hilft nicht weiter. Der Erzähler des ‚Erec‘ Hartmanns von Aue kennt allerdings eine den *arzetbuochen* überlegene Instanz: Als der Held Erec verwundet an den Artushof kommt, wird er dort mit einem *phlaster* (einem Verband oder einer Salbe) geheilt. Dieses *phlaster* stammt von

⁴² Man könnte hier freilich nicht das starke Verb ‚rechen‘ = „mit den händen zusammen kratzer . . .“ (Lexer II [1876], Sp. 360) annehmen, sondern das starke Verb ‚rechen‘ = „ein unrecht bestrafen, zur vergeltung einem übels zufügen“ (Lexer II [1876], Sp. 359), etwa „Wofür bestrafte er die Bücher . . .“.

⁴³ Grubmüller (1995), S. 48.

⁴⁴ Mittelhochdeutscher Text und Übersetzung (Peter Knecht) zitiert nach: Wolfram von Eschenbach: Parzival (2003).

Feimurgân, der Schwester des Königs Artus (die Fee Morgana der Artussage), deren Zauberkräfte legendär seien. Damit ausgestattet, übertrifft das *phlaster* alle medizinische Kunst:

*jâ wæne man iender vunde,
swie sêre man wolde ersuochen
die kraft ûz arzâtbuochen,
sô krefteclîche liste
die si wider Kriste
uopte sô des gerte ir muot.
(Erec, 5237–5242)⁴⁵*

*Ich glaube, man fände nirgends,
würde man die Wirkung noch so eifrig
in ärztlichen Büchern suchen,
so wirksame Künste wie ihre,
die sie gegen Christi Gebot
ausübte, wenn sie es wollte.*

Hier wird ein markanter Gegensatz aufgemacht, der in der mittelalterlichen Literatur häufig zu finden ist: Es gibt christliches Wissen und nicht-christliches Wissen – in diesem Fall das Wissen der Zauberei, das erstaunlicherweise hier nicht nur dem ‚ehrbaren‘, christlichen Wissen überlegen ist, sondern darüber hinaus kaum negativ konnotiert wird, im Gegenteil: Der beste aller Ritter ist verwundet und das beste aller Heilmittel steht für ihn bereit.⁴⁶

Dass der genannte Gegensatz nicht etwa einer zwischen Büchern und nicht schriftlich fixiertem Wissen ist, machen die häufigen Verweise auf Bücher deutlich, von denen dringend abzuraten ist. In Wolframs ‚Parzival‘ heißt es über einen gewissen Pompeius, der eben nicht jener bekannte Römer gewesen sei, sondern:

*der künec Nabchodonosor
sîner muoter bruoder was,
der an trügelîchen buochen las
er solte selbe sîn ein got.
(Parzival, 102,4–7)*

*... vielmehr einer, dessen Mutterbruder
der König Nabchodonosor war.
Der hatte in einem lügenderischen Buch
gelesen, ihm sei bestimmt, ein Gott zu
werden ...*

Nebukadnezar hat demnach einem Buch sein Vertrauen geschenkt, das nicht die ‚Wahrheit‘ verkündet, ebenso unzuverlässig ist wie etwa diejenigen, die im ‚Tristan‘-Stoff die Schwalbenhaar-Episode erzählen. Die

⁴⁵ Mittelhochdeutscher Text zitiert nach: Hartmann von Aue: Erec (2006), Übersetzung von Volker Mertens zitiert nach: Hartmann von Aue: Erec (2008).

⁴⁶ Zur Figur und Darstellung der Feimurgân in Hartmanns ‚Erec‘ vgl. Wand-Wittkowski (1997).

ärgsten und verwerflichsten Bücher sind die so genannten schwarzen Bücher, die immer wieder als Gegenbild verwendet werden; Herbort von Fritzlar beschreibt deren Inhalte in seinem um 1200 entstandenen ‚Liet von Troye‘ im Zusammenhang mit der Darstellung der zauberkundigen Medea:

*Der kvnic eine tochter hate
Harte wise an rate
Als mir daz buch saget
Sie was eine harte wise maget
Wen sie wol wiste
Aller hande liste
Die vf der erdē
Immer mochte werdē
Sie kvnde arzedigē
Vñ von nygromancien
Daz man heizzet swarze buch
Da man ane findet fluch
Vñ beswernisse
Wie man in vbelnisse
Die vbeln geiste beswert
Daz man an in eruert
Allez daz da ist geschehē . . .
(Liet von Troye, 543–559)⁴⁷*

*Der König hatte eine Tochter,
die sehr klug war,
wie mir meine Quelle berichtet.
Sie war eine sehr kluge Jungfrau,
da sie alle Arten von Künsten,
die es jemals auf der Welt
gab und geben wird,
sehr genau kannte.
Sie war in der Medizin bewandert
und in der Nikromanzie in dem,
was man die schwarzen Bücher nennt,
in denen man Flüche findet
und Beschwörungen,
wie man in Bösartigkeit
die bösen Geister beschwört,
dass man von ihnen alles erfährt,
was geschehen ist . . .*

Obwohl man also in diesen schwarzen Büchern offensichtlich zuverlässige Informationen finden kann, sind diese von solcher Art, dass sie v.a. von christlicher Seite absolut abgelehnt werden müssen. Die *swarzen buoch* gehören ganz sicher nicht zu den *wären buoch*, nach denen sich ein guter Mensch und Christ zu richten hat. Aber auch hier wird das Buch wieder als Träger des Wissens dargestellt – die Schwarzkunst wird nicht etwa nur mündlich weitergegeben, sondern über die Verschriftlichung in Büchern.

Das negative Image dieser schwarzen Bücher wird durchaus auch im literarischen Schlagabtausch eingesetzt. Gottfried von Straßburg lässt in

⁴⁷ Mittelhochdeutscher Text zitiert nach: Herbort von Fritzlar: Liet von Troye (1837).

seinem ‚Tristan‘ seine Dichterkollegen in einer Literaturschau Revue passieren. Er lobt überschwänglich und verleiht Hartmann von Aue den Lorbeerkrantz der Dichtkunst. Ein Dichter kommt jedoch überhaupt nicht gut weg; es wird zwar kein Name genannt, doch vermutlich handelt es sich um eine Gruppe von Dichtern, als deren Exponent Wolfram von Eschenbach gelten kann.⁴⁸ Sie schreiben in einem dunklen, unverständlichen Stil; es heißt:

*die selben wilderære
si müezen tiutære
mit ir mære lâzen gân:
wirn mugen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hæret und siht;
sone hân wir ouch der muoze niht,
daz wir die glöse suochen
in den swarzen buochen.
(Tristan, 4681–4688)*

*[Diese Wilderer] müssen
ihre Geschichte
erklären lassen:
wir können sie so nicht verstehen,
wie man sie hört und liest.
Auch haben wir nicht die Zeit,
daß wir die Erklärung
in den Zauberbüchern suchen.*

Geschichten, zu deren Verständnis und Deutung man in schwarzen Büchern nachschlagen muss, sind natürlich zurückzuweisen. Wolfram selbst – und das ist einer der Gründe, weshalb man ihn als Adressaten dieser Schmährede annimmt – lehnt v.a. in seinem ‚Parzival‘ vordergründig alle Bücher ab. Doch diese ‚Fehde‘ soll hier nicht Gegenstand sein.⁴⁹ Dass aber die Möglichkeit, dass Bücher Unwahres berichten, durchaus als Mittel zum Zweck der eigenen Legitimation verwendet werden kann, zeigt ein Beispiel aus dem ‚Erec‘ Hartmanns von Aue. Bei

⁴⁸ Zur Diskussion um den oder die Angesprochenen vgl. Tomasek (2007), S. 145–147.

⁴⁹ Der Erzähler im ‚Parzival‘ besteht zwar zum einen darauf, dass seine „âventiure / vert âne der buoch stiure“ (115,29f.; „Dieser Roman geht seinen Weg, da braucht es keine Bücher.“), doch gleichzeitig schildert er, dass sein fiktiver Gewährsmann Kyot sein Wissen „in latinschen buochen“ (455,4; „in der lateinischen Literatur“) gesucht und „der lande chrônica / ze Britâne unt anderswâ, / ze Francriche unt in Yrlant“ (455,9–11; „die Chronik der Länder, in Britannien und überall, wo er hin kam, in Frankreich und in Yrland“) gelesen habe. Zu den poetologischen Aussagen im ‚Parzival‘ insgesamt vgl. Bumke (2004), S. 205–207, und Grubmüller (1995), S. 48f. Wie wichtig diese Position Wolframs u. U. für die Rezeption schon im Mittelalter war, zeigt Reinhard Hahn am „Wartburgkrieg“, vgl. Hahn (2000).

der Schilderung des Ortes der letzten Aventure flicht der Erzähler ein, dieser sei tatsächlich so gewesen, „ob uns daz buoch niht liuget“ (Erec, 8698; „Wenn die Quelle nicht lügt“). Diese vordergründige Annahme, dass der Quelle eventuell nicht ganz zu trauen sein könnte, impliziert hier natürlich, dass es in Bezug auf genau diese Quelle im Grunde unmöglich ist. Damit wird so wieder der Autoritätsanspruch für diese Erzählung untermauert. Mit der Zeit entwickelt sich „ein narratives Spiel“⁵⁰ vieler Autoren mit den Quellenberufungen.

d) der buoche lère unt ir getwanc

Zum Schluss seien noch dem Titelzitat bzw. dem damit verbundenen Thema einige Überlegungen gewidmet. Auch wenn Bücher als Gegenstände selbst kaum in den mittelhochdeutschen Texten auftauchen, ist die Buchgelehrsamkeit zum Teil sehr präsent. Besonders zwei männliche Protagonisten der mittelalterlichen Literatur sind mit ihr stark verbunden: Gregorius und Tristan. Zunächst zu Gregorius. Hartmann von Aue erzählt auf der Basis einer altfranzösischen Fassung die im Grunde haarsträubende Geschichte von Gregorius, der einem Inzest zwischen Bruder und Schwester entstammt, ausgesetzt wird, später unwissend seine Mutter heiratet, nach der Erkenntnis dieser Sünde 17 Jahre angekettet auf einem Felsen in einem See büßt und schließlich durch eine göttliche Vision zum Papst bestimmt wird. Dieser Gregorius wächst unter der Obhut eines Abtes auf, der ihn – wie es auch der dem Säugling beigelegten Bitte der Mutter entspricht – *diu buoch lert*⁵¹, d.h. ihm Lesen und Schreiben beibringen und ihn in der Buchgelehrsamkeit, vorwiegend wohl der Theologie unterrichten lässt. So wird Gregorius, wie der Abt sagt, ‚der buoche wise‘ (Gregorius, 1465), denn er ist ein gelehriger und eigentlich auch wissbegieriger Schüler. Doch er äußert sich selbst nicht nur positiv darüber:

*herre, swaz ich der buoche kan,
dâ engerou mich nie niht an
und kunde ir gerne mêre:
iedoch sô man mich sêre*

*Herr Abt, was ich an Wissen erwarb,
das werde ich niemals bereuen,
und ich wüßte am liebsten noch mehr.
Aber so sehr man mich auch*

⁵⁰ Schausten (1999), S. 287

⁵¹ Vgl. Gregorius 746 und 1163.

*ie unz her ze den buochen twanc,
sô turnierte mîn gedanc.
(Gregorius, 1579–1584)*

*bisher zum Lesen der Bücher anhielt,
im Geiste ritt ich stets Turniere.*

Gregorius schätzt offenbar das Wissen, das die Bücher bieten,⁵² aber der Zugang ist dennoch als ein nicht (ganz) freiwilliger dargestellt: Es ist von „twingen“ die Rede, also von Zwingen, Drängen, Plagen.

Ein ähnliches Bild bietet sich im ‚Tristan‘ Gottfrieds von Straßburg. Auch Tristan ist ein so hochbegabter Schüler, „daz er der buoche mêre / gelernete in sô kurzer zît / danne kein kint ê oder sit“ (Tristan, 2088-2090; „daß er mehr Bücher in kurzer Zeit studiert hatte als je ein Kind zuvor oder hernach“). Aber auch hier ist das Bild nicht nur positiv; in 19 Versen wird geschildert, was dieses Studium der Bücher für das Kind Tristan bedeutet:

*daz was sîn êrstiu kêre
ûz sîner frîheite.
dô trat er in daz geleite
betwungenlîcher sorgen,
die ime dâ vor verborgen
und vor behalten wâren.
in den ûfblüenden jâren,
dô al sîn wunne solte enstân,
dô er mit frôuden solte gân,
in sînes lebenes begin
dô was sîn beste leben hin:
dô er mit frôuden blüen began,
dô viel der sorgen rîfe in an,
der manger jugende schaden
tuot,
und darte im sîner frôuden bluot.
in sîner êrsten frîheit
wart al sîn frîheit hin geleit.*

*Das war seine erste Wendung
aus seiner Freiheit.
Nun trat er unter die Leitung
kummervoller Sorgen,
die ihm vorher verborgen
und von ihm ferngehalten worden waren.
In den aufblühenden Jahren,
in denen alle sein Glück entstehen sollte,
in denen er am Beginn seines Lebens
Freude haben sollte,
da war sein bestes Leben [bereits] vorbei.
Als er mit Freude aufblühte,
da fiel der Reif der Sorgen,
der oft der Jugend schadet, auf ihn
und ließ die Blüte seiner Freude erfrieren.
In seiner ersten Freiheit
wurde seine ganze Freiheit genommen.
Die Belehrung durch die Bücher und der*

⁵² Die Figuren im ‚Gregorius‘ vertrauen auch den Büchern bzw. denen, die buchgelehrt sind; die Mutter etwa bittet Gregorius nach Entdeckung des Inzests, die Buße festzusetzen, falls eine solche Tat überhaupt gebüßt werden könne, „wan ir habet der buoche vil gelesen“ (Gregorius, 2685).

*der buoche lêre und ir getwanc
was sîner sorgen anevanc.
(Tristan, 2066–2084)*

Zwang, [sich mit ihnen beschäftigen zu
müssen], waren der Anfang seiner Sorgen.

Das Studium der Bücher ist demnach ein äußerst mühsames Geschäft, aber wohl nicht zuletzt deswegen ist derjenige, der es auf sich nimmt und seinen ganzen Eifer darauf verwendet, ‚ausgezeichnet‘, im Kontext des mittelalterlichen Textes – ob nun ‚Gregorius‘ oder ‚Tristan‘ – ‚einzigartig‘.⁵³

Fazit

Bücher als Träger von Wissen dienen so der Auszeichnung des Helden – des ritterlichen Helden wohlgemerkt – und sind damit Teil dessen, was ihn von anderen abhebt. Dabei werden sowohl die Mühen des Wissenserwerbs als auch die intellektuellen Fähigkeiten gleichermaßen hervorgehoben. Ein ähnliches Zusammenspiel von Geist und mühsamer Arbeit ist die Basis für die Herstellung von Handschriften, natürlich auch derjenigen, die volkssprachige Literatur bewahren. Die Wertschätzung von Büchern – deren Inhalt und deren (nicht nur materiellem) Wert – wird in den mittelhochdeutschen Texten deutlich; das Lob von Büchern, v.a. denjenigen, die als Quellen der eigenen Geschichte verwendet werden, und von deren Wahrheitsgehalt wirkt zurück auf die Legitimation der eigenen Autorität: Der Dichter erzählt genauso eine ‚wahre‘ Geschichte und genau wie seine Figuren muss er viel Mühe aufwenden, um das Meisterwerk zu vollbringen.

Diese literarischen Werke der mittelhochdeutschen höfischen Epik sind demnach originär schriftliche Werke; obwohl sie sicherlich ihre ‚Aufführungssituation‘, ihren ‚Sitz im Leben‘, parallel dazu im mündlichen Vortrag hatten, basieren sie auf Schriftlichkeit – und das nicht nur durch optische Kunstgriffe wie Akrosticha, sondern sie reihen sich ein in die Tradition der Schriftlichkeit und legitimieren so ihren Autoritätsanspruch, nicht zuletzt durch die hohe Wertschätzung, die Schriftlichkeit genießt.

⁵³ Zur Figur des Tristan und seiner ‚Einzigartigkeit‘ vgl. Gerok-Reiter (2006), S. 148ff.

Literatur

Primärtexte

Eilhart von Oberg: Tristrant und Isalde. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Hg. von Danielle Buschinger und Wolfgang Spiewok. Greifswald 1993 (= Greifswalder Beiträge zum Mittelalter; 12 / Serie WODAN; 27).

Gottfried von Straßburg: Tristan. Bd. 1: Text. Hg. von Karl Marold. Unveränderter fünfter Abdruck nach dem dritten, mit einem auf Grund von Friedrich Rankes Kollationen verbesserten kritischen Apparat besorgt und mit einem erweiterten Nachwort versehen von Werner Schröder. Berlin, New York 2004.

Gottfried von Straßburg: Tristan. Übersetzt von Xenja von Ertzdorff, Doris Scholz und Carola Voelkel. München ²1994 (= UTB für Wissenschaft, Uni-Taschenbücher; 858).

Hartmann von Aue: Der arme Heinrich. Hg. von Hermann Paul, neu bearbeitet von Kurt Gärtner. 17., durchgesehene Auflage. Tübingen 2001 (= ATB; 3).

Hartmann von Aue: Erec. Mit dem Abdruck der neuen Wolfenbütteler und Zwettler Erec-Fragmente. Hg. von Albert Leitzmann, fortgeführt von Ludwig Wolff. 7. Auflage besorgt von Kurt Gärtner. Tübingen 2006 (= ATB; 39).

Hartmann von Aue: Erec. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch: Hg., übersetzt und kommentiert von Volker Mertens. Stuttgart 2008 (= RUB; 18530).

Hartmann von Aue: Gregorius, der gute Sünder. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Friedrich Neumann, Übertragung von Burkhard Kippenberg, Nachwort von Hugo Kuhn. Stuttgart 2003 (= RUB; 1787).

Hartmann von Aue: Gregorius. Hg. von Hermann Paul, neubearbeitet von Burghart Wachinger. 15., durchgesehene und erweiterte Auflage. Tübingen 2004 (= ATB; 2).

Hartmann von Aue: Iwein. 4., überarbeitete Auflage. Text der siebenten Ausgabe von G. F. Benecke, K. Lachmann und L. Wolff. Übersetzung und Nachwort von Thomas Cramer. Berlin, New York 2001.

Herbort von Fritzlar: Liet von Troye. Hg. von Karl Frommann. Quedlingburg, Leipzig 1837 (= Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit; 5).

Das Hildebrandslied. Eine geschichtliche Einleitung für Laien, mit Lichtbildern der Handschrift, alt- und neuhochdeutschen Texten hg. von Georg Baesecke. Halle 1945.

Rudolf von Ems: Willehalm von Orlens. Hg. aus dem Wasserburger Codex der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen von Victor Junk. Berlin 1905 (= Deutsche Texte des Mittelalters; 2).

Das Nibelungenlied. Nach der Ausgabe von Karl Bartsch hg. von Helmut de Boor. 22., revidierte und von Roswitha Wisniewski ergänzte Auflage. Mannheim 1988 (= Deutsche Klassiker des Mittelalters).

Thomas: Tristan. Eingeleitet, textkritisch bearbeitet und übersetzt von Gesa Bonath. München 1985 (= Klassische Texte des Romanischen Mittelalters in zweisprachigen Ausgaben; 21).

Wirnt von Grafenberg: Wigalois. Text der Ausgabe von J. M. N. Kapteyn, übersetzt, erläutert und mit einem Nachwort versehen von Sabine Seelbach und Ulrich Seelbach. Berlin, New York 2005.

Wolfram von Eschenbach: Parzival. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann. Übersetzung von Peter Knecht. Mit Einführung zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in Probleme der ‚Parzival‘-Interpretation von Bernd Schirok. Berlin, New York 2003.

Forschungsliteratur

Brunhölzl, Franz: Art. ‚Bibel, A. Allgemeiner Sprachgebrauch‘. In: Lexikon des Mittelalters II (2002), Sp. 40f.

Brunner, Horst: Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Erweiterte und bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010 (= RUB; 17680).

Bumke, Joachim: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter. München ⁹1999.

Bumke, Joachim: Wolfram von Eschenbach. 8., völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Weimar 2004 (= Sammlung Metzler; 36).

Cormeau, Christoph; Störmer, Wilhelm: Hartmann von Aue. Epoche – Werk – Wirkung. Nachdruck der 2., überarbeiteten Auflage. München 1998 (= Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte).

Düwel, Klaus: Art. ‚Hildebrandslied‘. In: Verfasserlexikon 3 (²1981), Sp. 1240–1256.

Feistner, Edith: Historische Typologie der deutschen Heiligenlegende des Mittelalters von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur Reformation. Wiesbaden 1995 (= Wissensliteratur im Mittelalter; 20).

Gerok-Reiter, Annette: Individualität. Studien zu einem umstrittenen Phänomen mittelhochdeutscher Epik. Tübingen, Basel 2006 (= Bibliotheca Germanica; 51).

Grubmüller, Klaus: Das *buoch* und die Wahrheit. Anmerkungen zu den Quellenberufungen im *Rolandslied* und in der Epik des 12. Jahrhunderts. In: *bickelwort* und *wildiu mære*. Festschrift für Eberhard Nellmann zum 65. Geburtstag. Hg. von Dorothee Lindemann, Berndt Volkmann und Klaus-Peter Wegera. Göppingen 1995 (= GAG; 618), S. 37–50.

Grümmer, Gerhard: Spielformen der Poesie. Leipzig 1985.

Hahn, Reinhard: *ein engel gap dem wisen man ein buoch*. Anmerkungen zur Brandanlegende im „Wartburgkrieg“. In: ZfdPh 119, S.H. (2000), S. 112–129.

Haug, Walter: Einleitung. In: W.H.: Die Wahrheit der Fiktion. Studien zur weltlichen und geistlichen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Tübingen 2003. [= 2003a]

Haug, Walter: Autorität und fiktionale Freiheit. In: Die Wahrheit der Fiktion. Studien zur weltlichen und geistlichen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Tübingen 2003. [= 2003b]

Haymes, Edward R.: „ez wart ein buoch funden“: Oral and Written in Middle High German Heroic Epic. In: Comparative Research on Oral Traditions: A Memorial for Milman Parry. Hg. von John Miles Foley. Columbus, Ohio, 1987, S. 235–243.

Huber, Christoph: Gottfried von Straßburg: Tristan. 2., verbesserte Auflage. Berlin 2001 (= Klassiker-Lektüren; 3).

Lofmark, Carl: The Authority of the Source in Middle High German Narrative Poetry. London 1981 (= Bithell Series of Dissertations; 5).

Masser, Achim: Art. ‚Sächsisches Taufgelöbniß‘. In: Verfasserlexikon 8 (²1992), S. 471f.

Müller, Jan-Dirk: Das Nibelungenlied. 2., überarbeitete und ergänzte Ausgabe. Berlin 2005.

Okken, Lambertus: Kommentar zum Tristan-Roman Gottfrieds von Straßburg. Im Anhang: Martin van Schaik: Musik, Aufführungspraxis und Instrumente im Tristan-Roman Gottfrieds von Straßburg; Bernhard Dietrich Haage: Heilkunde im Tristan-Roman Gottfrieds von Straßburg. 2 Bde. Zweite, gründlich überarbeitete Auflage. Amsterdam, Atlanta 1996 (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur; 57, 58).

Sandmann, Mechthild: Art. ‚Fulda, I. Kloster; „Schule“ und Bibliothek‘. In: Lexikon des Mittelalters IV (2002), Sp. 1020–1022.

Schausten, Monika: Erzählwelten der Tristangeschichte im hohen Mittelalter. Untersuchungen zu den deutschsprachigen Tristanfassungen des 12. und 13. Jahrhunderts. München 1999 (= Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur; 24).

Schlosser, Horst D.: Art. ‚Hildebrandslied‘. In: Lexikon des Mittelalters V (2002), Sp. 12f.

Schmidt, Wieland: Vom Lesen und Schreiben im späten Mittelalter. In: Festschrift für Ingeborg Schröbler zum 65. Geburtstag. Hg. von Dietrich Schmidtke und Helga Schüppert. Tübingen 1973 (= PBB 95, S.H. [1973]), S. 309–327.

Schüppert, Helga: Art. ‚Ebernand von Erfurt‘. In: Verfasserlexikon 2 (²1980), Sp. 290–293.

Splett, Jochen: Art. ‚Abrogans deutsch‘. In: Verfasserlexikon 1 (²1978), Sp. 12–15.

Tomasek, Tomas: Gottfried von Straßburg. Stuttgart 2007 (= RUB; 17665).

Trost, Vera: „Wer nicht schreiben kann, glaubt es sei keine Arbeit ...“ Zur Buchherstellung im Mittelalter. In: *der sassen speyghel*. Sachsenspiegel – Recht – Alltag. Beiträge und Katalog zu den Ausstellungen ‚Bilderhandschriften des Sachsenspiegels – Niederdeutsche Sachsenspiegel‘ und ‚Nun vernehmt in Land und Stadt – Oldenburg • Sachsenspiegel • Stadtrecht‘. Hg. von Egbert Koolman, Ewald Gäßler und Friedrich Scheele. 2., verbesserte Auflage. Bd. 1. Oldenburg 1995 (= Veröffentlichungen des Stadtmuseums Oldenburg; 21 / Schriften der Landesbibliothek Oldenburg; 29), S. 141–158.

Uther, Hans-Jörg: Handbuch zu den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm. Entstehung – Wirkung – Interpretation. Berlin, New York 2008.

Wand-Wittkowski, Christine: Die Zauberin Feimurgan in Hartmanns *Erec*. Ein Beispiel für phantastisches Erzählen im Mittelalter. In: *fabula* 38 (1997), S. 1–13.

Wiedemann, Konrad: *Manuscripta theologica: Die Handschriften in Folio*. Wiesbaden 1994.

Zedelmaier, Helmut: Art. ‚Schriftlichkeit, Schriftkultur. I. Westen‘. In: *Lexikon des Mittelalters* VII (2002), Sp. 1566 f.

Ziegeler, Hans-Joachim: Art. ‚Wirnt von Grafenberg‘. In: *Verfasserlexikon* 10 (²1999), Sp. 1252–1267.

Hilfsmittel

BMZ = Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Benecke. Ausgearbeitet von Wilhelm Müller. 3. Nachdruckauflage der Ausgabe von Leipzig 1854. Bd. 1. Hildesheim u.a. 1986.

Bußmann, Hadumod: Lexikon der Sprachwissenschaft. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Unter Mithilfe und mit Beiträgen von Fachkolleginnen und -kollegen. Stuttgart 1990 (= Kröners Taschenausgabe; 452).

Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. 23., erweiterte Auflage. Berlin, New York 1995.

Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke. 3 Bde. Leipzig 1872/1876/1878.

Internetseiten

Gottfried von Straßburg: Tristan: Codex pal. germ. 360 der Universitätsbibliothek Heidelberg: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg360> (04.11.2011).

„Hildebrandslied“

Codex 2° Ms. theol. 54 der Universitätsbibliothek Kassel: http://orka.bibliothek.uni-kassel.de/viewer/image/1296741113093/1/LOG_0000/ (19.09.2014).

Gesprochene (Teil-)Version:

<http://www.germ.uni-tuebingen.de/abteilungen/germanistische-mediaevistik/studium-alt/mediaevistik-lernhilfen/leseproben/hildebrandslied.html> (19.09.2014).